

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 182.

Bromberg, den 10. August

1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

Copyright: Horn-Verlag Berlin W. 35.

(26. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte Glück, der Zug nach Darmstadt war noch nicht fort, als sie den Bahnhof erreichte. Man hatte ihr gesagt, daß sie Gelnhausen über die heftigste Residenzstadt Darmstadt erreichen konnte. Die Freude an Überraschungen war ihr vergangen, wie ein braves Kind telegraphierte sie an Telse, wann sie dort mit der Bahn eintreffen würde.

Telse passierte es zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie völlig kopflos wurde, aber diesmal vor Freude. Friedes Telegramm kam dicht vor einem Schreiben Wulffs aus Vera Cruz. Dieser Brief war gleich nach Wulffs Ankunft in Mexiko aufgegeben. Er schrieb Telse, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzen würde, um Friede zu finden. Und nun dies Telegramm Friedes. Dies Glück, das Kind — denn in Gedanken nannte Telse sie nie anders — in wenigen Stunden wiederzusehen. Telse haßte es sonst, vor der Zeit sich auf Bahnhöfen die Füße in den Leib zu stecken, aber diesmal war sie eine halbe Stunde vor der Zeit da. Der Jüngling von Ullt Grobkopf war mitgekommen, um Friedes Gepäck heraufzuschaffen.

Golden lachte die Herbstsonne am Himmel. Die Bäume, die in diesem südlicheren Teile Deutschlands noch in üppiger Laubpracht standen, hatten sich mit den leuchtenden Farben des Herbstes geschmückt. Gelb, purpurn, sattbraun und zartgrün lachte es den Wanderern entgegen, die in fröhlicher Herbstfahrt durch die deutschen Berge zogen. Ganz, ganz fern blaute wie in einem silbernen Schleier die Wasserkuppe herüber.

Jetzt fuhr der Zug in die Station ein. Jetzt bog sich ein schmales, aber vor Heimatglück leuchtendes Mädchenantlitz weit zum Fenster hinaus.

„Telse, Telse!“ jubelte Friede. Und dann lag sie am Herzen Telses.

Die mexikanischen Sicherheitsbehörden standen vor einem Rätsel. Besonders der Chefo Politico von Mexiko City, der Polizeichef der Stadt, konnte nicht begreifen, wieso sich seine untergeordneten Organe diesmal so besonders untüchtig zeigten. Von Friede von Stetten war nicht die geringste Spur aufzufinden, die Mörderin schien sich in ein Nichts aufgelöst zu haben. Freilich konnte sie auch wohl mächtige Beschützer haben, die ihr beistanden und sie verborgen hielten. Hatte doch sogar der Landespräsident an ihrer Schuld gezweifelt. Aber wenn die Deutsche es nicht gewesen war, wer anders konnte ein Interesse daran haben, Donna Victoria zu beseitigen? Auffällig war ferner die Tatsache, daß Don Luis Votosi außer Landes gegangen war. Der Chefo Politico beschloß, seine Nachforschungen auch nach dieser Richtung hin auszudehnen.

Don Claudio, der Gatte der Ermordeten, hatte die große Summe, die er für die Ergreifung des Täters ausgelegt, bereits verdreifacht.

22. Kapitel.

Der Bahnhof, von dem aus man zu der Farm der Rolands gelangte, lag im weichen Nachmittagslicht. Conchita stand neben Wulff auf dem Bahnsteig.

„Was werden nun die Eltern sagen?“ fragte sie immer wieder. „Ach Wulff, ich kann es nicht erwarten; es ist wie bei einer Weihnachtsbescherung, wo ich auch vor lauter Aufregung gezählt habe, bis es losging.“

„Nur mit dem Unterschied, daß du es diesmal bist, die den Eltern etwas beschert, nämlich einen Schwiegersohn. Gebe Gott, daß sie mit dieser Auswahl zufrieden sind, kleine Conchita.“

„Das müssen sie!“ erklärte Conchita energisch, „ich hab's genau so gemacht, wie der Vater mir immer gesagt hat.“

Erstaunt sah Wulff seine kleine Braut an.

„Hat der Vater dir vielleicht gesagt, daß du Wulff wegen aus Deutschland heiraten sollst?“

„Gott!“ meinte Conchita, und in ihren Augen tanzte der Übermut, „so auf einen bestimmten Namen hat er mich nicht gerade seitgenagelt, aber — —“

Nun wurde ihr Gesicht ernster. „Eins hat er mir immer gesagt: Wenn du einmal heiratest, Mädels, wird weder Mutter noch ich dir dazwischenreden, denn du allein sollst mit dem Manne, den du dir ansuchst, leben und glücklich werden, wir nicht. Ob er arm oder reich ist, das ist gleich, aber ein Mann soll es sein, mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Und vor allem eins: ein Deutscher, der in seiner Heimat fest und sicher wurzelt. Ein anderer bekommt dich nicht. Ein Deutscher oder keiner!“

„Na, dann stimmt ja alles!“ Wulff legte sich schnell um, und da niemand in der Nähe war, die Indios der Farm hinter den Wellblechbaracken der Station schwakten und lachten, faßte er sein Mädels beim Schopf und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„Wenn's auf's Deutsche ankommt, da kann ich ja die Probe bestehen. Nur eins ist mir ein bißchen bedenklich: daß wir den Eltern nicht gleich telegraphiert haben.“

„Damit sie sofort mit dem nächsten Zug zurückgekauft kommen? Ausgeschlossen, daß ich Mutti ihre Ferienreise gestört hätte. Und außerdem, ich fand es wunderschön erst mal mit dir allein, Wulff.“

In Wulffs Herzen war wieder diese süße Nüßchen, wie immer, wenn er diese absolute kristallklare Reinheit Conchitas, diese kindliche, unbefangene, spürte. Bierzehn Tage mit ihr allein; für deutsche Begriffe unmöglich! Aber Conchita hatte auf seine leise Mahnung völlig verständnislos gefragt:

„Ja, warum denn nicht, Wulff? Du wirst mich doch nicht umbringen, und außerdem stehe ich ja unter dem Schutz von Räsbyer und Spas.“

„Ja, da kann man nichts machen,“ hatte Wulff gelacht. Räsbyer und Spas, der Wulff mit leidenschaftlicher Begeisterung begrüßt hatte, als Gardedamen für seine kleine Braut; es war entschieden originell. Aber er selbst hatte nicht das geringste Talent zum Spießer. Er und Conchita durften anders sein, als man es vielleicht in der sicheren Enge der Heimat war. Sie durften anders sein, weil sie sich gegenseitig vertrauen konnten.

Der Zug mit Conchitas Eltern brauste heran. Frau Roland traute ihren Augen nicht, als sie einen unbekannten riesengroßen jungen Menschen neben Conchita stehen sah. Aber sie hatte auch beim Aussteigen nicht die geringste Zeit, irgend etwas zu fragen, denn Conchita schob Wulff vor und sagte mit strahlender Selbstverständlichkeit: „Mutti, Daddy — das hier ist Wulff. Er nimmt mich als seine Frau mit nach drüben. Wir werden am Rhein leben, am Rhein, Vater.“ Und dann warf sie sich ihrer Mutter in die Arme und überließ Wulff und dem Vater alles Weitere.

Etwas verlegen stand Wulff dabei.

„Verzeihung, Herr Roland, Verzeihung, gnädige Frau, Conchita überfällt Sie so. Nicht einmal meinen Namen hat sie gesagt. Darf ich nachholen und bitten, daß Sie mich gütig aufnehmen: Wulff von Legien.“

„Herr von Legien, von den Rheinischen Hüttenwerken?“ fragte Roland. Und als Wulff nickte, streckte er ihm die Hand entgegen.

„Herr von Legien, hier auf dem Bahnhof kann man natürlich nicht viel reden. Und so holterdiepolter, wie unser kleiner Wildfang die Geschichte macht, geht es ja nun doch nicht. Aber ich glaube,“ er sah Wulff Legien fest und prüfend an, der erwiderte den forschenden Blick eben so offen und klar, „wir werden uns verstehen.“

„Habe ich Wulff ja gleich gesagt, Vati“, erklärte Conchita, tauchte aus den Armen der Mutter auf und warf sich nun zur Abwechslung dem Vater in die Arme.

„Da Conchita Sie nun frei gibt, gnädige Frau,“ Wulff beugte sich tief auf Frau Eva Rolands Hand.

„Willkommen, lieber Wulff“, sagte sie einfach. Sie küßte mit dem Instinkt der Frau, bei diesem Menschen mit dem hellen, deutschen Gesicht war ihr Kind gut aufgehoben. Die Liebe zu Conchita leuchtete ihm ja aus den Augen.

Am Abend saß man im Patio zusammen. Man sprach über Gegenwart und Zukunft. Wulff Legien wollte seine kleine Conchita sobald wie möglich als seine Frau nach Deutschland bringen. Als in Eva Rolands Augen ein weher Schein aufglomm, tröstete ihr Mann:

„Nicht weich werden, Eva. Ist doch der Lauf der Welt, daß die Kinder von etnem gehen. Und wir haben es uns ja immer gewünscht, daß unser Mädchel einmal wieder in Deutschland bodenständig wird. Wir wären ja auch nicht herausgegangen, wäre nicht alles drüben so schwer und hoffnungslos gewesen. Aber ich glaube, jetzt kann man drüben wieder atmen und schaffen.“

„Das kann man, Vater“, bestätigte Wulff.

„Na, siehst du, Eva, das ist doch schön. Unser Kind kommt gerade hinein in dies werdende, neu aufblühende der Heimat. Wir haben ja in Rässbier einen tüchtigen Verwalter, da werden wir uns eben öfter einmal ein paar Monate frei machen und nach Deutschland rüberflitzen. Die hier werden's schon mal allein schaffen, Rässbier und Spatz. Herrje!“ unterbrach er sich. Spatz stürzte herein. Er war gänzlich außer Atem. Das Anklöpfeln hatte er vergessen, er platzte beinahe vor Neugier.

„Herr Roland, denken Sie bloß, was passiert ist: nachts haben ein paar Indios auf dem Vorwerk versucht, unsere besten Gänse, darunter Zanfare zu stehlen. Der Mayordomo hat ihnen eins auf den Pelz gebrannt, so daß sie nicht mehr fliehen konnten. Einer dieser Männer kam mir unheimlich bekannt vor. Ein echter Indio war er bestimmt nicht. Schließlich leisteten wir sein Gesicht gründlich ab. Dabei hat er vielleicht Theater gemacht! Geschichten hat er und sich geträumt wie ein Wald gebackener Affen. Hat ihm aber nichts genützt; wir haben die Schminke schon runter gekriegt von der Visage. Und wissen Sie, wer darunter vorkam? Der Stallmeister Donna Victorias, Leonardo. Als wir seine Taschen durchsuchten, fanden wir einen Brief von der abgemurksten Donna Victoria. Die scheint so'n kleines Techtelmehchel mit dem Kerl gehabt zu haben, denn sie schreibt, sie verbittet sich seine Eifersucht, er solle zum Teufel gehen, sie zufrieden lassen. Hier ist der Brief. Und een Wesen freß ich, wenn der nicht der Mörder ist.“

„Wulff war aufgesprungen:

„Du bist ein Hauptkerl, Spatz!“

Roland entschied:

„Jetzt aber keine Minute Zeit verloren. Wir wollen den Kerl selber verhören. Vielleicht können wir die vöhlige Unschuld Friedes durch Spatzens Tüchtigkeit beweisen.“

Zwei Tage später brachten sämtliche mexikanische und südamerikanische Zeitungen in riesengroßen Lettern die Notiz:

„Die Aufklärung des Mordfalles Donna Victoria di Zapota. Den Bemühungen des deutschen Pferdebesizers gelang es, den Mordfall Zapota aufzuklären. Der Mörder ist der ehemalige Reitknecht Donna Victorias, ein gewisser Leonardo. Der Mörder ist dingfest gemacht und hat bereits gestanden. Wir freuen uns, daß die sympathische deutsche Turnierreiterin nunmehr von allem Verdacht gereinigt ist.“

Diese Nachricht nahm von Südamerika ihren Weg über Kabel und Telefon bis in die deutsche Presse. Überall hatte man in Deutschland den Fall Friede von Stetten leidenschaftlich verfolgt. So kam es, daß wochenlang später Peter Ott in dem kleinen Städtchen am Bourtianger Moor diese Notiz im Kreisblatt fand. Er schämte sich vor sich selbst, daß in sein Glück über Friedes Ehrenrettung ein Schmerz hineinschattete. Friede von allem Verdacht gereinigt — es war sein heißer Wunsch seit Monaten. Aber was würde die Folge sein? Sie würde zu einer Art Sensation werden. Man würde sich um sie reißen. Ihr Geschick würde wieder in jene Bahnen hineingelenkt werden, aus denen sie durch diesen unglücklichen Verdacht herausgestoßen worden war. Sie würde wieder Turniere reiten, Triumphe feiern. Ihm weiter entrückt sein denn je. Auf immer entrückt. Und er würde immer an ihr hängen und niemals wieder ganz froh und glücklich werden können.

*

Auf Friedes Bitten hatte Telse Peter gegenüber von Friede geschwiegen. Schließlich war es ja auch gleichgültig, ob ein Zimmer mehr oder weniger auf der Burg bewohnt wurde. Friede hatte einen ganz bestimmten Plan, den sie zur Ausführung zu bringen hoffte, sobald sie mit sich selbst ins reine gekommen war.

Wenn sie auf Peter Otts Werk sah, war sie traurig und stolz zugleich. Alles drohte wieder zu verfallen. Die neugewonnenen Wiesen waren unbepflanzt geblieben; wie lange noch, und der moorige Grund, aus dem sie entstanden waren, mußte sie wieder überwuchern. Die Not wuchs in den unliegenden Dörfern. Besonders Moorburg führte den schaurigen Namen „Hungerdorf“ zu recht. Außerdem waren Disziplinosigkeit, Bank und Streit an der Tagesordnung. Selbst der Gemeindevorsteher Großkopf vermochte der ewigen Bänkerei nicht mehr Herr zu werden.

„Peter muß hierher zurück“, sagte Friede oft genug zu Telse, wenn sie von unerfreulichen Spaziergängen durch das Hungergebiet zurückkehrte. „Hier fehlt der Herr! Und jetzt, jetzt wo meine Unschuld an dem Tode Donna Victorias klar bewiesen ist und ich wieder frei und offen auftreten darf, weiß ich auch, was ich zu tun habe.“

„Kind, Kind“, sagte Telse dann, „ihr beide, Peter und du, mit eurer Kraft zur Arbeit, mit eurem Willen, etwas zu leisten, daß ihr beide nicht zusammen kommen konntet, es will mir nicht in den Kopf.“

„Vielleicht habe ich zuviel und zu energisch gewollt, Telse, oder auch nicht genug gewollt, weil ich mich vor einem Leben in Armut gefürchtet habe. Ich bitte dich, Telse, sprich nicht mehr von dem, was vorbei ist. Wenn man sich selbst etwas versichert hat, dann tut's doppelt weh. Und ich habe keine Zeit, über Seelenschmerzen nachzudenken. Ich muß sehen, bald zu verdienen. Hoffentlich schaffe ich es mit Gymnastikunterricht wieder. Aber erst muß hier Ruhe und Ordnung sein. Oher gehe ich nicht. Aber Peter darf nie erfahren, daß ich hier bin. Ich habe doch dein Wort, Telse?“

„Leider Gottes habe ich es dir gegeben, du eigen-sinniges Krott. Aber was ich gesagt habe, das halte ich.“

„Schön, Telse, und nun sag mal, hast du nicht irgendwo eine junge Verwandte, die tüchtig ist und arbeiten kann und hierherkommen könnte?“

Telse dachte nach.

„Hätt' ich schon; zum Beispiel die Sieke, meiner Schwester älteste Tochter. Sie steht mit dir in einem Alter. Was willst du von der, Kind?“

„Zunächst will ich etwas von Peter. Du sollst bei ihm anfragen, ob deine Schwestertochter Sieke gegen eine geringe Pachtsumme hier oben eine Schafzucht beginnen und Ställe und Wiesenland von ihm pachten kann. Begriffen?“

In Telses Hirn dämmerte es.

„Das schon, aber wenn er nun mit Siele selbst korrespondieren oder herkommen will?“

„Dann machen wir Ausreden. Im übrigen wird er bestimmt deshalb nicht herkommen“, meinte Friede sorglos. Acht Tage später erhielt Telse auf ihr Schreiben an Peter eine kurze Antwort, die er durch ein Übermaß an Arbeit entschuldigte. Siele möge in Gottes Namen Schafe züchten. Die Pachtsumme, die sie für angemessen erachte und selbst bestimmen möge, hätte er Großkopf für die notleidenden Bauern zu überweisen.

Und nun begann Friede, ihren Plan zäh und unbeirrt zu verfolgen. Eines Tages ließ sich beim Präsidenten der zuständigen Handelskammer eine junge Dame melden. „Friede von Stetten“ stand auf ihrer Besuchskarte. Der Handelskammerpräsident empfing sie zunächst mit erstaunter Zurückhaltung, aber sie ließ sich nicht einschüchtern. Als sie sich nach einer Stunde verabschiedete, meinte der Präsident voll Hochachtung:

„Was Sie da vorhaben ist durchaus anzuerkennen und überlegenswert, mein gnädiges Fräulein. Ich kann mich nur aus dem Grunde nicht sofort zu einem „Ja“ entschließen, weil auch unsere Fachleute ein Wort mitzureden haben werden. Die Tierärzte, die Herren aus der Textilbranche. Aber ich lasse Sie bestimmt nicht lange auf Antwort warten. Der Regierungspräsident ist in den nächsten Tagen vom Urlaub zurück; er wird Ihr Vorhaben bestimmt ebenso begrüßen wie ich.“

Da leuchteten Friedes Augen auf.

„Dann habe ich gewonnen, Herr Präsident.“

Wohlvollend sah der feine alte Herr in Friedes glühendes Gesicht.

Stellen Sie sich Ihre Aufgabe nicht so leicht vor, Fräulein von Stetten. Ich möchte Ihnen zwar den schönen Mut nicht rauben, aber einfach wird es nicht sein. Es wäre schade, wenn Ihre Begeisterung Schiffbruch erleiden würde.“

Friede schüttelte lächeln den Kopf:

„Das ist die Begeisterung des Wissens, Herr Präsident. Ich weiß, die Aufgabe ist schwer. Wäre sie leicht, so würde sie mich vielleicht nicht so locken. So aber will ich es schaffen und werde es.“

„An Ihnen ist ein Mann verlorengegangen, Fräulein von Stetten. Verstehen Sie immer so, Ihren Willen an der rechten Stelle einzusetzen?“

Da ging es wie ein leichter Schatten über Friedes Gesicht. Und dann verabschiedete sie sich. Sie nahm das Versprechen von der baldigen Entscheidung mit, und diese Entscheidung fiel tatsächlich schon nach einer Woche. Als Friede das zusagende Schreiben in der Hand hatte, da fühlte sie, nun war sie auf dem rechten Wege. Nun konnte sie die Liebe zu Peter Ott, die von ihr selbst zerstört worden war, in anderer und schönerer Form beweisen. Nun kam der zweite Schritt!

Zum größten Erstaunen der Moorburger ließ Friede eines Tages bitten, der Gemeindeversammlung beiwohnen zu dürfen. Sie hatte inzwischen fleißig mit allerlei Leuten verhandelt, Zusagen freudig entgegengenommen, Abgaben schwerer Herzen verschmerzt. Nun war es aber endlich so weit, daß sie ihr Werk zur Ausführung bringen konnte. Es war höchste Zeit, denn die Zwistigkeiten zwischen den hungernden Bauern des Moorgebietes waren so weit gediehen, daß die Regierung kaum noch anders handeln konnte, als entscheidend einzugreifen.

Der Gemeinderat war, wie immer, bei Klüti in dem „Separatzimmer“ versammelt. Dicker Tabaksqualm lag schon im Raume.

„Wird was Rechts zu haben, das Weibsbild“, so hieß es einstimmig, als Großkopf ihnen mitteilte, daß Fräulein von Stetten gebeten habe, an dieser Versammlung ausnahmsweise teilnehmen zu dürfen. Sie hätte ihnen Vorschläge zu machen, um die pekuniäre Lage der Bauern zu verbessern.

Friede kam als letzte. So hatte man Zeit, über diese wunderliche Begebenheit miteinander zu sprechen.

„Soll sie die Fabriken in Gang setzen, andere Vorschläge brauchen wir nicht“, begehrte Wikmann auf. Bauer Guffenthin aber meinte höhnisch: „Wird uns Pappe ums Maul schmieren wollen, die Dame. Geht mir mit Weibsbildern vom Leibe, die uns vielleicht für ein paar Groschen unsere letzten bestellbaren Landbroden abschwindeln wollen.“

(Schluß folgt.)

Nicht selten hüllt sich unser Schicksal in das Gewand der geringen Dinge, die, von keinem Menschen beachtet, stumm durch unseren täglichen Tag gehen. Als ich damals, während der langen Regenzeit, auf dem Steinhof Arbeit nahm, wußte ich nicht, daß damit mein unstehtes Wanderdasein abbrechen würde, so wie ein morsch gewordener Stamm plötzlich einmal im Wind abbricht. Ich habe nur an den Regen gedacht, der über allen Wegen hing und feucht und kalt durch alle Kleider drang. Johanna kannte ich damals noch nicht.

Meine Arbeit war fast beendet, sie reichte nur noch für zwei oder drei Tage, da sahen wir uns. Es war am ersten Abend, als der Himmel wieder Sterne hatte. Wie gewöhnlich saß ich in einem Winkel des Hofes hinter der Scheune und spielte auf meiner Mundharmonika. Auf einmal stand Johanna hinter mir. Ich sah ihren Schatten in einer breiten Pfütze vor meinen Füßen, hielt sie aber für eine von den Mägden und spielte ruhig weiter, bis sie mit ihrer dunklen Stimme fragte, ob ich denn nur traurige Lieder wußte. Wir blickten uns an, und ich war überrascht, weil mir Johannas Gesicht bekannt und vertraut schien, obwohl ich es noch nie gesehen hatte. Johanna hat mir später gestanden, daß sie in jenem Augenblick dasselbe empfunden habe und darüber fast erschrocken gewesen sei. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber es gibt Gesichter, die deutlich von allem sprechen, was wir an Erlebnissen und Wünschen tief in uns verborgen tragen. Begegnen wir ihnen, so erkennen wir uns wieder, ohne es zu wissen.

Am nächsten Morgen lernte ich den Hofbauern kennen. Er kam, um nachzusehen, was ich geleistet hatte. Sein braunes Gesicht war wie ein Aker, durch den der Pflug gegangen ist. Die Augen waren nur zwei besonders tiefe Furchen darin. Gebückt tappte er zwischen Wagen und Karren umher und brummte hier und dort etwas Inverständliches. Ich konnte nicht erkennen, ob er zufrieden war oder ärgerlich. Plötzlich fragte er mich, ob ich bleiben wollte. Es sei noch genug andere Arbeit da. Ich dachte an Johanna und sagte zu. Er nickte nur, gab mir aber nicht die Hand, wie das sonst üblich ist. Beim Hinausgehen knurrte er dann zurück: „Und paßt auf die Harmonika auf, daß sie den Leuten nicht die Köpfe verdreht!“ Da wußte ich, daß nicht er es war, der mein Bleiben wünschte, und bewunderte Johannas klaren Willen, der ihr befohl, auch dort selbst zu entscheiden, wo Mädchen gewöhnlich dahintreiben, wie in einem warmen Strom, blind und vertraut.

Ich habe später oft erfahren, wie tief Johannes Wesen in einer natürlichen Sicherheit ruhte. Je länger ich nämlich blieb, desto fremder wurde alles um mich her. Die Knechte wußten, daß der Bauer mir nicht wohl gestimmt war, und hielten sich von mir fern. Aus allen Stuben, in die ich trat, von allen Dingen, die ich berührte, schlug mir Fremdheit entgegen wie eine Welle kalter Luft. Kam dann Johanna zu mir, hatte ich alles wieder vergessen. Einmal aber sprach ich doch davon, wie sehr dieses Gebundensein an Mensch und Ding und Erde quälte, die fremd und feindlich ihr eigenes Leben lebten. Johanna hörte mir ruhig zu. Dann sah sie mich an und sagte: „Und daß wir uns lieben, und wenn ich dich küsse, verweht das in dir so leicht, so schnell wie ein Ton aus deiner Harmonika? Liebst du nur so vor dich hin wie ein Träumer, der das Erwachen fürchtet? Du mußt wissen, daß ich dich nicht halten mag, wenn es dich weiterzieht! Aber du mußt auch wissen, daß du bleiben kannst, wenn du diese Erde liebst, weil sie mir gehören wird!“

Wäre ich aufrichtig gewesen, ich hätte den Steinhof noch nicht am gleichen Tage verlassen. Denn ich wußte, daß ich das Mädchen Johanna liebte, nicht aber die Erbin und ihr Erbe. Ich fühlte daß der beliebende Herzschlag dieser Erde mir immer verborgen bleiben würde. Diese Aker warteten nicht auf mich. Über ihnen rundete sich Tag für Tag Arbeit und sorgende Mühe zu einem lückenlosen Ring, Meine eigenen Stunden aber lagen außerhalb des Ringes, sinnlos irgendwo verstreut.

Ich weiß nicht, ob er irgendwo einen Menschen gibt, der gegreifen kann, was mir an jenen Tagen geschah. Vielleicht bleibt alles, was ich darüber sage, unverständlich wie das Stammeln eines Fiebernden oder Verwirrten. Daran sind die Worte schuld. Sie fassen ein solches Erlebnis nicht. Nicht einmal Gedanken können es ganz fassen. Es stand ja auch damals nicht deutlich als drohende Gefahr vor mir. Es sagte mir niemand ins Gesicht: Du gehörst nicht hierher. Was ich auf den Feldern, in den Stuben, in Hof und Stall und Scheune vernahm, war kaum ein Flüstern. Man kann es eine Zeitlang einfach überhören. Es wird nicht lauter. Aber es hört auch niemals auf.

Ich hätte schon damals wissen müssen, daß mein stummer Kampf mit der fremden Erde vergeblich war, bin ich doch selbst auf einem Boden aufgewachsen. Aber drei Jahre Wanderschaft hatten dieses Wissen zugedeckt. Drei Jahre lang war ich an Menschen und Dingen nur vorübergegangen. Nun hielt mich die Liebe zu Johanna fest. Da glaubte ich, es gebe kein Gefes außer ihr.

Johannas Vater war gewiß ein tüchtiger Hofbauer. Aber eben so gewiß gehörte er nicht zu jenen, von denen ich in Büchern gelesen habe, daß sie aufrecht und wieder über ihr Land schreiten, weise Sprüche tun und ein Leben führen wie die Apostel. Er konnte oder wollte Johannas Willen nicht offen entgegentreten. Der gerade Weg war versperrt. Doch kannte er unzählige krumme Wege, die ihn zum gleichen Ziel brachten. Tausend Listen und Schwierigkeiten hielt er bereit, um mich zu vertreiben. Beim Mähen hatte ich stets die beiden stärksten Knechte neben mir. Dann kam er und sah höhnisch zu, wenn ich hinter ihnen zurückblieb. Oft, wenn er die Arbeit verteilte, besprach er sie ausführlich mit der letzten Magd. Mich überfah er. Vor Johanna nannte er mich nur den Harmonikspieler. Es war ein heimlicher und häßlicher Kampf. Tage kamen, an denen ich bei jedem Schritt Johannas Namen vor mich hin sprach, um nicht sogleich davonzulassen.

Dabei konnte ich dem Gedanken nicht wehren, daß der Bauer recht hatte. Er kannte seine Erde besser, sah schärfer und weiter als Johanna. Mußte er nicht seinen Hof gegen den fremden Eindringling verteidigen? Mehr und mehr dachte ich jetzt auch an das niedrige Haus und die schmalen, hügeligen Äcker, die ich nun fast vier Jahre nicht mehr gesehen hatte, und die vielleicht immer noch auf mich warteten.

Als die Ernte eingebracht war, fuhr Johanna zu ihrer Schwester, die ein Kind bekommen sollte. Jeder Tag, an dem ich sie nicht sah, härtete meinen Entschluß, den Steinhof zu verlassen. Ich habe auch nicht gewartet, bis Johann zurück war. Es schien mir besser zu sein für uns beide, wenn ich ging, ohne sie noch einmal zu sehen.

Dem Bauern hatte ich meinen Entschluß mitgeteilt. Denn ich wollte nicht heimlich vom Hof gehen wie ein Landstreicher. Er hat mir ernst die Hand gegeben und beinahe freundlich gesagt, er werde Johanna von mir grüßen, damit sie wisse, daß wir in Frieden auseinandergegangen seien. Gern hätte ich ihm noch ein Wort für Johanna zurückgelassen. Aber in solchen Augenblicken ist es gut, die Worte zu sparen. Sie vermögen nichts gegen das, was wir tun müssen. Später liegen sie dann wie schwere Steine auf unserer Erinnerung, und wir wünschen oft, sie wieder ungesagt machen zu können. Meine Wanderschaft konnte ich freilich nicht noch einmal beginnen. Ich hatte inzwischen gelernt, ein ganz bestimmtes Stück Erde zu lieben, das mir zugehörte, nicht nur deshalb, weil es auf einem Papier so verzeichnet stand. Nun konnte ich die Stunde kaum erwarten, da ich zum ersten Male wieder in dem Haus schlafen würde, wo ich geboren und kind gewesen war. So hatte mein Schicksal mich mit einer Liebe beschenkt und hatte mich beraubt, um mich abermals zu beschenken. Seltsam verschlungene Wege müssen wir zuweilen gehen, um nach Hause zu finden.

Kreuzwort-Rästel.

	1	2		3	4				
5	6			7		8	9		
10				11					
12			13	14		15	16		
17		18			19				
	20								
21	22				23		24		
25			26		27		28		
29		30			31	32			
33					34				
					35				

Waagrecht: 1. Papstkrone. — 5. Asiat. Hochebene. — 7. Weiblicher Rufname. — 10. Salzhaltiges Wasser. — 11. Nacht mit Rand versehen. — 12. Luftförmiger Stoff. — 13. Gewässer. — 15. Törichter Mensch, Narr. — 17. Schwertklinge. — 19. Traubenernte. — 20. Umherziehende Menschen. — 21. Bibl. Männergestalt. — 23. Musikinstrument. — 25. Das Gegenteil von „her“. — 26. Bibl. weibl. Gestalt. — 28. Einzahl. — 29. Behälter. — 31. Röm. Kriegsgott. — 33. Soviel wie „lieb“. — 34. Raummangel. — 35. Germanische Göttin.

Senkrecht: 1. Geograph. Begriff. — 2. Weibl. Rufname. — 3. Blume. — 4. Neuitalienische Stadt. — 5. Nebenfluß der Donau. — 6. Berühmtes Pferd. — 8. Erfinder der Buchdruckerkunst. — 9. Prophet. — 12. Aegypt. Provinz und Stadt. — 14. Stockwerk. — 16. Soviel wie „prechen“. — 18. Franz. Geldstück. — 19. Männl. Rufname (Papstname). — 22. Nebenfluß des Rheins. — 24. Nebenfluß der Seine. — 26. Soviel wie „sanft“. — 27. Gebetschluß. — 30. Schweizer Kanton. — 32. Sammlung geflügelter Worte.

*

Dichter-Rästel.

Bach, Baum, Baum, Bier, er, er,
er, er, Haupt, Herz, Kern, Land, Lenz,
Licht, Mann, Po, Schill, Stiel, wer, wie.

Von diesen 20 Wortteilen sollen 10
Dichternamen hergestellt werden, also je
2 Wortteile auf einen Namen. — Wer
findet die Dichter?

Auflösung der Rästel aus Nr. 176.

Ziffernblatt-Rästel:

Reisekleider
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

*

Reimergänzungs-Rästel:

Nat, Tat, Christ, gibt, ist, phet, bet, geht.

*

Rezept-Rästel:

**Pferd, Biene, Kreis, Esel
= Fertigerreis.**

*

Scherz-Aufgabe:

Stets nach unten zu gelesen, kommt
der Reim heraus:

**Ist das nicht ein komisch Wesen,
hat's vor Augen, kann's nicht lesen!**